

DIE LITERARISCHE WELT

NR. 37
7. JAHR-
GANG

HERAUSGEBER WILLY HAAS
Die Literarische Welt Verlags-Ges. m. b. H., Berlin W 50,
Passauer Straße 34. Erscheint jeden Freitag. Preise in Deutschland:
die Nummer 0.30 RM, vierteljährlich 3.40 RM ohne Bestellgeld; für
Österreich: S 0.50 die Nummer, S 6.70 vierteljährlich mit Bestell-
geld. Preise freibleibend. Bezug durch jede Buchhandlung, Postanstalt
oder direkt durch den Verlag.

BERLIN
FREITAG, 11. SEPTEMBER
1931

Anzeigenpreise in Reichsmark:
1/4 Seite 800 RM, 1/2 Seite 425 RM, 1/3 Seite 225 RM, 1/8 Seite 125 RM,
1/16 Seite 75 RM. Die 4 gesp. Millimeter-Zeile 0.80 RM. Keine Ver-
bindlichkeit für die Aufnahme in bestimmter Nummer. Anzeigen-
vermittlung nur durch Die Literarische Welt Verlags-
Ges. m. b. H., Berlin W 50, Passauer Straße 34, Bavaria 7809.
Postscheckkonten: Berlin 30839, Wien B 103.718, Prag 78.188.

PREIS
30
PFENNIG

Das Buch als Eingang zur Welt

Von Stefan Zweig

Alle Bewegung auf Erden beruht im wesentlichen auf zwei Erfindungen des menschlichen Geistes: die Bewegung im Raume auf der Erfindung des rollenden, seine Achse heiß umschwingenden Rades, die geistige Bewegung auf der Entdeckung der Schrift. Jener erste namenlose Mensch, der irgendwo und irgendwann als Erster das harte Holz rund zur Speiche bog, hat die ganze Menschheit die Ferne zwischen Ländern und Völkern überwinden gelehrt. Verbindung war durch den Wagen mit einmal möglich, wandernde Fracht, kennntnisschaffende Reise, aufgehoben der begrenzende Wille der Natur, der bestimmten Früchten, Erzen, Steinen und Produkten eine enge klimatische Heimat zuwies. Jedes Land lebte nicht mehr allein, sondern in Beziehung zur ganzen Welt, Orient und Okzident, Süd und Norden, Ost und West waren durch das neuersonnene Vehikel einander nahe gebracht. Und genau wie das Rad in allen seinen technisch gesteigerten Formen — unter der Lokomotive rollend, das Automobil vorwärtsschnellend, im Propeller umschwingend — die Schwerkraft des Raumes, so überwindet die Schrift, gleichfalls längst fortgeschritten von der beschriebenen Rolle, vom Einblatt zum Buch, die tragische Erlebnis- und Erfahrungsbegrenztheit der irdischen Einzelseele: durch die Hilfe des Buches ist keiner mehr ganz mit sich allein in sein eigenes Blickfeld eingemauert, sondern kann teilhaft werden alles gegenwärtigen und gewesenen Geschehens, des ganzen Denkens und Fühlens der ganzen Menschheit. Alle, oder fast alle geistige Bewegung unserer geistigen Welt ist heute auf das Buch gegründet, und jene einverständliche über das Materielle erhobene Lebensgestaltung, die wir Kultur nennen, wäre undenkbar ohne seine Gegenwart. Diese seelenausweitende, diese weltauflaubende Gewalt des Buches in unserem privaten und persönlichen Leben, sie wird uns eigentlich höchst selten bewußt und fast immer nur in ausgesparten Augenblicken. Denn das Buch ist längst zu selbstverständlich innerhalb unseres Tagwerks, als daß wir das jedesmal Neu-Wunderbare seines Wesens neu und neu dankbar bemerkten. So wie wir uns gar nicht besinnen, daß wir bei jedem Atemzug Sauerstoff in uns ziehen und unser Blut durch diese unsichtbare Nahrung geheimnisvolle chemische Erfrischung erfährt, so merken wir kaum, daß wir unablässig durch das lesende Auge seelischen Stoff empfangen und damit unseren geistigen Organismus auffrischen oder ermüden. Lesen ist für uns Söhne und Enkel von Jahrtausenden der Schrift eine beinahe schon körperliche Funktion, ein Automatismus geworden, und das Buch, weil es uns seit der ersten Schulklasse nahe der Hand bleibt, längst ein dermaßen selbstverständlich Mit-uns-Seiendes, Um-uns-Seiendes, daß wir zu einem Buche meist so lässig gleichgültig greifen wie zu unserem Rock, zu unserem Handschuh, zu einer Zigarette, zu irgendeinem dieser serienhaft produzierten Massenfabrikate. Immer hebt ja das leicht Erreichbare eines Wertes die Ehrfurcht vor ihm auf, und nur in den wahrhaft produktiven, in den nachdenklichen und von innen her betrachtenden Augenblicken unseres Daseins verwandelt sich das Gewohnte und Gewöhnliche wieder ins Wunderbare zurück. Einzig in solchen besinnenden Stunden werden wir dann der magischen und seelenbewegenden

Kraft ehrfürchtig gewahrt, die vom Buch in unser Leben übergeht und es uns so wichtig macht, daß wir heute im zwanzigsten Jahrhundert unsere innere Existenz nicht mehr denken können ohne das Wunder seiner Gegenwart.

Solche Augenblicke sind selten, aber eben weil sie selten sind, bleibt dann der einzelne lange und oft über Jahre hinaus erinnerlich. So weiß ich noch genau den Tag, den Ort und die Stunde, wo mir aufging, in wie tiefer und schöpferischer Weise unsere innere private Welt mit jener anderen gleichzeitig sichtbaren und unsichtbaren der Bücher verflochten ist. Ich reiste damals auf einem Schiff, es war ein italienisches, im Mittelmeer, von Genua nach Neapel, von Neapel nach Tunis und von dort nach Algier. Es sollte tagelang dauern, und das Schiff war fast leer. So kam es, daß ich oftmals mit einem jungen Italiener von der Mannschaft sprach, der, eine Art Unterkellner des eigentlichen Stewards, die Kabinen fegte, das Verdeck schrubhte und allerhand ähnliche Dienstleistungen zu leisten verpflichtet war, die innerhalb der menschlichen Rangordnung als untergeordnete gelten. Prächtig war er, und es war eine rechte Lust, ihn anzusehen, diesen braunen, schwarzäugigen Burschen, dem die Zähne blank aus den Lippen leuchteten, wenn er lachte. Er spürte gleich, daß ich ihn gern hatte und mit niemand anderem auf dem Schiff lieber sprach als mit ihm. So erzählte er mir alles, was er von sich wußte, frank und frei, und wir waren nach zwei Tagen Fahrt schon etwas wie Freunde oder Kameraden.

Da plötzlich baute sich über Nacht zwischen mir und ihm eine unsichtbare Wand. Wir waren in Neapel gelandet, das Schiff hatte Kohle, Passagiere, Gemüse und Post, seine übliche Hafennahrung, eingenommen und machte sich wieder auf den Weg. Schon duckte sich wieder der stolze Posilip zu einem kleinen Hügelchen, und die Wolken über dem Vesuv kringelten sich klein wie blasser Zigarettenrauch, da schob er plötzlich scharf an mich heran, das Lachen breit über den Zähnen, zeigte mir stolz einen zerknitterten Brief, den er soeben empfangen, und bat mich, ihm den Brief vorzulesen.

Ich verstand zuerst nicht gleich. Ich meinte, Giovanni habe einen Brief in einer fremden Sprache erhalten, französisch oder deutsch, wahrscheinlich von einem Mädchen — es war selbstverständlich, daß dieser Bursche den Mädchen gefallen mußte — und nun wollte er wahrscheinlich, daß ich ihm die Botschaft ins Italienische übersetze. Aber nein, der Brief war italienisch. Was wollte er also? Daß ich ihn lesen sollte? Nein, wiederholte er wieder und beinahe heftig, vorlesen sollte ich ihm den Brief, vorlesen. Und plötzlich war mir alles klar: dieser bildhübsche, kluge, mit natürlichem Takt und einer wirklichen Grazie begabte Bursche gehörte zu jenen statistisch festgestellten sieben oder acht Prozent seiner Nation, die nicht lesen konnten. Er war ein Analphabet. Und ich konnte mich im Augenblick nicht erinnern, jemals mit einem dieses aussterbenden Geschlechts in Europa gesprochen zu haben. Dieser Giovanni war der erste des Lesens nicht kundige Europäer, dem ich begegnete, und ich sah ihn wahrscheinlich verwundert an, nicht mehr als Freund, nicht mehr als Kamerad, sondern als Kuriosum. Aber dann las ich

Aus dem Inhalt:

Seite 3: „Zum 100. Geburtstag Wilhelm Raabes“ von Friedrich Weifinger / „Mein Selbstmord“ von Robert Neumann
Seite 5: „Eine Weltgeschichte der öffentlichen Meinung“ von W. H.
Seite 7: „Noch einmal Wälsungenblut“ von Thomas Mann

Der geistige Mensch und die Wirtschaftswende

Die Menschen des Alltags und der sogenannten unanfechtbaren Wirklichkeiten, die Handelnden, die Fachleute, die Sachverständigen und die Politiker schöpfen alle Aussichten und Ziele ihres Tuns aus den jeweiligen Gegebenheiten des Augenblicks und können es sich gar nicht anders vorstellen, als daß die Welt immer genau jenen Lauf nehmen müsse, der sich nach Logik und Trägheitsgesetz aus ihrer gerade greifbaren Gegenwart ergibt. Dagegen huldigen die geistigen Menschen dem andern Extrem. Da sie mehr an die Zukunft als an die Gegenwart, mehr an den Sinn als an den Zufall glauben, sehen sie in jeder Gegenwart die Kräfte wirken, die hinter den Dingen verborgen bleiben, und sehen in jeder Zukunft Erfüllungsmöglichkeiten, die in der greifbaren Gegenwart noch nicht enthalten sind. Und so beurteilen wir Gegenwart und Zukunft immer nur nach diesen beiden Extremen: der gegenwärtige Augenblick erscheint uns bald als ein endgültiges Umschlagen der gesamten Menschheitsgeschichte, als der eigentliche Aufgang oder Niedergang der Welt — oder wir halten ihn (was er doch ebensowenig ist) für etwas gänzlich Vergebliches, Belangloses, ohne wirkliche Macht und ohne wirkliches Gewicht.

Prosperitätsperioden erscheinen denn auch allen Wirtschaftsführern, Staatsmännern und Finanzfachleuten als die endgültige Ueberwindung aller Not und als Triumph über alle bisherigen Wellenbewegungen des kapitalistischen Prozesses — und wenn dann die Krise kommt, glauben sie vor der endgültigen Wirtschaftswende zu stehen und reden vom Ende des Kapitalismus. Die Anderen, die vor lauter Einsicht in die großen säkularen Bewegungen den Tag nicht sehen, erwarten aber andererseits die großen Umkehrpunkte des Schicksals, die kommen und kommen müssen, viel zu früh und verlieren alle Maßstäbe für den realen noch zurückzulegenden Weg.

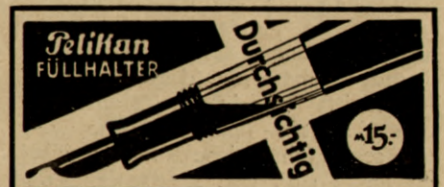
In unseren Tagen aber scheinen ihre Rollen vertauscht zu sein, sogar doppelt vertauscht, und das kompliziert etwas den Tatbestand. Wer gewohnt war, die geschichtliche Entwicklung der Menschheit nach Nationen zu beurteilen, erblickt plötzlich den einmaligen, einsinnigen Prozeß der weltwirtschaftlichen Verstrickung, ohne deren planmäßiger Regelung eine menschenwürdige Lebensweise der Völkermassen in der Tat nicht mehr möglich ist — wer dagegen als „Geistiger“ an eine zu bewußter Humanität sich entwickelnde Menschheit und an die langsame Ueberwindung aller regionalen Scheuklappen und chinesischen Mauern und Nur-Wir-Ideologien glaubte, steht heute fassungslos vor der angeblich überall sichtbar werdenden Wendung zu radikalster Autarkie.

Neuerdings begründet man den Zwang zur Autarkie sogar marxistisch. Denn da offenbar die gesamte Weltwirtschaft nicht mit einem Schläge planmäßig organisiert werden kann, weil hier sowohl der übereinstimmende Wille Aller zur Unterordnung als auch

die Möglichkeit des gleichzeitigen Uebergangs fehlt, müssen allerdings zunächst die einzelnen Länder innerhalb ihres Gebietes so etwas wie eine Planwirtschaft verwirklichen — und um diese verwirklichen zu können, müssen sie sich tunlichst auf die eigenen Hilfsquellen beschränken, also weitgehend „autark“ werden, autark nach dem Beispiel des großen russischen Fünf-Jahre-Planes. Die Nationalisten aller Länder scheinen gar nicht abgeneigt, ein derartiges Experiment zu wagen, allerdings mit anderem Vorzeichen als die Marxisten. Und die Sozialisten aller Länder wissen nicht, wobei sie mehr zu hoffen oder zu fürchten, zu gewinnen oder zu verlieren haben, am Mißlingen solcher Pläne und dem dann kommenden Chaos oder am Gelingen solcher Pläne und der dann drohenden Reaktion.

Keiner sieht, daß das Dilemma der Gegenwart gar nicht lautet: entweder Auflösung aller Nationen zu einem rückversicherten Plankapitalismus von westlicher weltwirtschaftlicher Prägung, oder gänzlicher Verzicht auf einen weltwirtschaftlichen Austausch und autarke Zwangsarbeit hinter chinesischen Mauern, hinter denen man sich hernach solange national ausleben kann, bis die anderen über einen herfallen oder man selbst genötigt wird, über sie herzufallen. Das Dilemma der Gegenwart scheint vielmehr eine andere Lösung zu erheischen. Denn die Forderungen aus beiden Standpunkten sind berechtigt, nur ihre Folgerungen sind falsch. Weltwirtschaft und Verbindung der Völker zu gemeinsamem Tun ist heute eine ebenso große Lebensnotwendigkeit für Alle, wie die Rettung der Herzen und des Geistes vor dem internationalen Versanden.

In diesen Wochen sind zwei Bücher erschienen, die mit ganz ungewöhnlicher wirtschaftlicher Tatsacheneinsicht und durch Gedanken von ganz ungewöhnlich geistiger Weite in der Frage des Dilemmas „Weltwirtschaft oder Autarkie?“ Partei ergreifen. Sie ergreifen Partei, denn sie gehen nicht a priori von Parteistandpunkten aus, sie setzen weder Fortschritt noch Untergang, weder Kapitalismus noch Planwirtschaft a priori als Wert voraus und versuchen sowohl aus den Vorgängen und Tatsachen als auch aus den hinter diesen Tatsachen wirkenden Kräften zu erkennen, was uns droht und wie man — und mit welchen Zielen — in dieses uns Drohende mit Aussicht auf Erfolg eingreifen könnte. Diese beiden Bücher: „Wirtschaftswende“ von Robert Friedlaender-Prechtl (Paul List, Leipzig) und „Das Ende des Kapitalismus“ von Ferdinand Fried (Eugen Diederichs, Jena) wird wohl jedermann mit Spannung von Anfang bis zu Ende lesen. Sie setzen



Das Buch als Eingang zur Welt

ihm natürlich seinen Brief vor, einen Brief, den irgendeine Näherin Maria oder Carolina geschrieben hatte und in dem eben das stand, was in allen Ländern, allen Sprachen junge Mädchen jungen Burschen schreiben. Er blickte mir scharf auf den Mund, während ich las, und ich merkte die Anspannung, jedes Wort zu behalten. Ueber seinen Augenbrauen buckelte sich die Haut, so quälte ihm die Anstrengung des Zuhörens, des Genau-Behalten-Wollens das Gesicht zusammen. Ich las den Brief zweimal vor, langsam, deutlich, er horchte jedes Wort in sich hinein, wurde immer mehr zufrieden, bekam strahlende Augen, der Mund blühte breit auf wie eine rote Rose im Sommer. Dann kam vom Reeling her ein Schiffsoffizier, und er paschte rasch weg.

Das war alles, der ganze Anlaß. Aber das eigentliche Erlebnis, nun erst begann es in mir. Ich legte mich hin in einen Liegestuhl, sah hinauf in die weiche Nacht. Die merkwürdige Entdeckung ließ mir keine Ruhe. Ich hatte zum erstenmal einen Analphabeten gesehen, einen europäischen Menschen dazu, den ich als klug kannte und mit dem ich wie mit einem Kameraden gesprochen hatte; und nun beschäftigte, ja quälte mich das Phänomen, wie sich die Welt in einem solchen, der Schrift verrammelten Gehirn spiegeln möge. Ich versuchte mir die Situation auszu-denken, wie das sein muß, nicht lesen zu können; ich versuchte, mich in diesen Menschen hineinzudenken. Er nimmt eine Zeitung und versteht sie nicht. Er nimmt ein Buch, und es liegt ihm in der Hand, etwas leichter als Holz oder Eisen, viereckig, kantig, ein farbiges, zweckloses Ding, und er legt es wieder weg, er weiß nicht, was damit anfangen. Er bleibt vor einer Buchhandlung stehen, und diese schönen gelben, grünen, roten, weißen, rechteckigen Dinge mit ihren goldgepreßten Rücken sind für ihn gemalte Früchte oder verschlossene Parfümflaschen, hinter deren Glas man den Duft nicht spüren kann. Er ahnt nichts, der Arme, von den großen Ent-

zückungen, die plötzlich aus einer einzigen Buchzeile brechen können wie der silberne Mond aus dem toten Gewölk, er kennt nicht die tiefen Erschütterungen, mit denen ein geschildertes Schicksal plötzlich in einem selbst zu leben beginnt. Er lebt völlig in sich vermauert, weil er das Buch nicht kennt, ein dumpfes, troglodytisches Dasein und — so fragte ich mich — wie erträgt man dieses Leben, abgepalten von der Beziehung zum Ganzen, ohne zu ersticken, ohne zu verarmen? Wie erträgt man es, nichts anderes zu kennen als das, was bloß das Auge, das Ohr zufällig faßt, wie kann man atmen ohne die Weltluft, die aus den Büchern strömt. Immer intensiver versuchte ich mir die Situation des Nicht-Lesen-Könnenden, des von der geistigen Welt Ausgesperrten vorzustellen, ich bemühte mich, seine Lebensform mir so künstlich aufzubauen wie etwa ein Gelehrter aus den Resten eines Pfahlbaues sich die Existenz eines Patagoniers oder eines Steinzeitmenschen zu rekonstruieren sucht. Aber ich konnte mich nicht zurückschrauben in das Gehirn eines Menschen, in die Denkweise eines Europäers, der nie ein Buch gelesen, ich konnte es so wenig, wie ein Tauber sich eine Vorstellung von Musik aus Beschreibungen erzubehalten kann.

Aber da ich ihn innerlich nicht verstand, den Analphabeten, versuchte ich nun zur Denkhilfe mir mein eigenes Leben ohne Bücher vorzustellen. Ich versuchte also zuerst einmal, aus meinem Lebenskreis all das für eine Stunde wegzudenken, was ich von schriftlicher Uebermittlung, vor allem von Büchern empfangen hatte. Aber schon dies gelang mir nicht. Denn das, was ich als mein Ich empfand, es löste sich gleichsam vollkommen auf, wenn ich versuchte, ihm zu nehmen, was ich an Wissen, an Erfahrung, an Gefühlskraft über mein Eigenleben hinaus, an Weltgefühl und Selbstgefühl von Büchern und Bildung empfangen hatte. An welches Ding, an welchen Gegenstand ich zu denken versuchte, überall banden sich Erinnerungen und Erfah-

rungen, die ich Büchern verdankte, und jedes einzelne Wort löste unzählige Assoziationen aus an ein Gelesenes oder Gelerntes. Wenn ich zum Beispiel mich erinnerte, daß ich jetzt nach Algier und Tunis fuhr, so schlossen schon blitzartig, ohne daß ich es wollte, hundert Assoziationen sich kristallisch an das Wort „Algier“ an — Carthago, der Baalsdienst, Salamambo, jene Szenen aus dem Livius, da Punier und Römer, Scipio und Hannibal einander bei Zama begegnen, und gleichzeitig dieselbe Szene in dem dramatischen Fragment von Grillparzer; ein Gemälde von Delacroix fuhr farbig dazwischen und eine Landschaftsschilderung Flauberts. Daß Cervantes bei dem Sturm auf Algier unter Kaiser Karl V. verwundet worden war und tausend andere Einzelheiten, sie waren mir mit dem Aussprechen oder dem Bloßdenken der Silben Algier und Tunis magisch lebendig, zwei Jahrtausende Kämpfe und Geschichte im Mittelalter und unzählige andere Bindungen drängten sich aus dem Gedächtnis, all das seit meinen Kindertagen Gelesene und Gelernte bereicherte dieses eine hingetraumte Wort. Und ich verstand, daß die Gabe oder die Gnade, weiträumig zu denken und in vielen Verbindungen, daß diese herrliche und einzig richtige Art, gleichsam von vielen Flächen her die Welt anzuschauen, nur dem zuteil wird, der über seine eigene Erfahrung hinaus die in den Büchern aufbewahrte aus vielen Ländern, Menschen und Zeiten einmal in sich aufgenommen hat, und war erschüttert, wie eng jeder die Welt empfinden muß, der sich dem Buch versagt. Ich erinnerte mich an wichtige Entscheidungen, die mir von Büchern kamen, an Begegnungen mit längst abgestorbenen Dichtern, die mir wichtiger waren als manche mit Freunden und Frauen, und je mehr ich nachdachte, um so mehr erkannte ich, daß unsere geistige Welt aus Millionen Monaden einzelner Eindrücke besteht, deren geringste Zahl nur aus Geschautes und Erfahrenem stammt — alles andere aber, die wesentliche verflochtene

Masse, sie danken wir Büchern, dem Gelesenen, dem Übermittelten, dem Erlernen.

Wer aber einmal so den Wert des Geschriebenen, Gedruckten, der geistigen Sprachübermittlung in seiner ganzen unausmeßbaren Weite erlebt, — ob an einem einzelnen Buch, ob an ihrem Gesamtdasein —, der lächelt dann mit leidiger über die Kleinmütigkeit, die heute so viele und selbst Kluge ergreift. Die Zeit des Buches sei zu Ende, die Technik habe jetzt das Wort, so klagen sie; das Grammophon, der Kinematograph, das Radio als raffiniertere und bequemere Uebermittlungsleiter des Wortes und des Gedankens begannen schon das Buch zu verdrängen, und bald würde seine kulturhistorische Mission der Vergangenheit angehören. Aber wie eng ist das Gesehene, wie kurz gedacht! Denn wo wäre jemals der Technik ein Wunderbares gelungen, das jenes tausendjährige Buch überträfe, ja auch nur erreichte! Kein Explosivmittel hat die Chemie entdeckt, das so weitreichend und welterschütternd wirkte, keine Stahlplatte, keinen Eisenzement hat sie gehämmert, der an Beständigkeit diese kleinen Bündel bedruckten Papiers überdauerte. Noch hat keine elektrische Lichtquelle solche Erleuchtung geschaffen, wie sie von manchem dünnen Bändchen ausgeht, noch immer ist kein künstlicher Kraftstrom jenem vergleichbar, der die Seele bei ihrer Berührung erfüllt. Alterlos und unzerstörbar, unveränderlich in den Zeiten, komprimierteste Kraft in winzigster und wandelhaftester Form, hat das Buch nichts von der Technik zu fürchten; denn sie selbst, wie anders erlernt und verbessert sie sich, denn aus Büchern? Ueberall, nicht nur in unserem eigenen Leben, ist das Buch Alpha und Omega alles Wissens und jeder Wissenschaft Anfang. Und je inniger man mit ihnen lebt, um so tiefer erlebt man die Gesamtheit des Lebens, denn wunderbar vervielfacht, nicht nur mit dem eigenen Auge, sondern mit dem Seelenblick Unzähliger sieht und durchdringt dank ihrer herrlichen Hilfe der Liebende die Welt.

Der geistige Mensch und die Wirtschaftswende sich mit dem gesamten Fragenkomplex der gegenwärtigen Krise auseinander, Friedlaender mehr kulturpolitisch-geistig, Fried mehr realpolitisch-national; und beide vergessen vor lauter Tatsachen, Verhältnissen und Ideologien dennoch die Menschen nie. Beide kommen zum Resultat, daß die Weltwirtschaft gegenwärtig zu noch weiterer Schrumpfung verurteilt ist und erwarten das Heil von „regionaler Autarkisierung“ durch planwirtschaftliche Zusammenfassung großer Wirtschaftsräume.

Friedlaender stellt das Arbeitslosenproblem in den Mittelpunkt. Er zeigt in fesselnder Steigerung, wie die Arbeitslosigkeit unserer Zeit, infolge der Sättigung unseres gegenwärtigen kapitalistischen Fortschritts mit Produktionsumwegen, gänzlich aus den sonstigen „normalen“ Krisenerscheinungen herausfällt und auch herausfallen muß, und warum dieses Problem auch politisch nicht zu lösen wäre: weil die biologische Ausweitung der Völker durch den technischen Fortschritt heute in ihren Hauptzügen beendet ist und daher Planlosigkeit der technischen Produktionsausweitung nicht mehr von selbst durch Hineinwachsen der Völker heilen. Und weil plötzlich die Arbeit für kommenden Zuwachs an Menschen und Beziehungen entfällt. Sein Vorschlag der Finanzierung eines grandiosen Notstandsarbeitsprogramms, das drei Millionen Mann auf sechs Jahre beschäftigen soll, krankt freilich an dem Fehler (selbst wenn man die dabei natürlich ungelöst bleibenden machtpolitischen und sozialen Probleme und die internationalen Zinsfußprobleme außer acht läßt), daß er wiederum die fällige Auseinandersetzung mit dem „Ende des Fortschritts“ nur in die Zukunft weiter verlagert — denn was dann, wenn nach sechs Jahren jene Notstandsarbeiten fertig sind und Deutschland und

Rußland mit weiteren neuen ungeheuren Weltversorgungsapparaturen unbeschäftigt dastehen? Friedlaender meint allerdings, es genüge zunächst, die Neubeschäftigung von drei Millionen Arbeitslosen und den entsprechenden Ingenieuren, Angestellten, Unternehmern sechs Jahre lang zu sichern, um die übrige heute stagnierende Wirtschaft mit sich fortzureißen: dann entstehen aus den heute vielleicht zehn, zwanzig, dreißig Millionen, die mit ungenügender Kaufkraft ausgestattet sind, die Käufer und Verbraucher für alle Volksarbeit der Zukunft. Aber das ist wohl ein Trugschluß. Friedlaender-Prechtl zeigt es ja selbst, daß die heutige Arbeitslosigkeit nicht bloß konjunkturell bedingt ist, sondern in einer Wende des technischen Fortschritts ihre Ursache hat. Er erwähnt das Beispiel des synthetischen Leuna-Benzins, dessen erster Anlageausbau auch nur mit Hilfe der Kriegszwangswirtschaft möglich war, das sich jetzt aber bereits hoch rentiert, nur weil die Anlagekosten kriegsmäßig abgebucht werden konnten. Dabei vergißt man aber leicht, die Wirkung des Benzinzolls in Rechnung zu setzen, der auch heute noch dieser halbstaatlich nationalen Produktion soweit entgegenkommen muß, daß Deutschland, das am gründlichsten rationalisierte Land der Welt, zu den am wenigsten automobilisierten Industrieländern gehört.

Aber beliebige, in unserer Wirtschaft noch erzielbare Erfindungs- oder Kapitalauswertung besetzt nicht mehr, wie bisher stets, noch kapitalistisch leere Räume, sondern trifft überall bereits auf einen ausgebauten kapitalistischen Apparat (mit Ausnahme von Rußland und China, den beiden letzten potentiellen Rettungsventilen einer im Fortschritt erstickenen Weltwirtschaft). Die dadurch in der Tat jenseits aller Wellenbewegung des Wirtschaftslebens entstehende überzählige Arbeitslosigkeit kann daher

auch nicht mehr mittels einer weiteren grandiosen Fortschrittsentwicklung behoben werden, denn sie betrifft nicht, wie einst beim Untergang der Handwerker, der Handpflüger und Handwerker, eine durch Bedarfsvergrößerung und Expansion rasch aufsaugbare Schicht neu proletarisierter Außenseiter des Kapitalismus, sondern sie stammt diesmal aus dem Kapitalismus selbst!

Das andere Buch, Ferdinand Frieds große Abrechnung mit dem Kapitalismus, vertröstet zwar die Leser auf produktive Vorschläge, die erst in einer späteren Publikation folgen sollen, aber die Art dieser angekündigten Vorschläge zeichnet sich bereits in dem vorliegenden, bis zum Bersten mit Tatsachen und Einsichten gefüllten, glänzend geschriebenen Buch sehr deutlich ab. Fried schaut hinter den Geldschleier der internationalen Verschuldung und deutet die Tatsache, daß heute Gold bergauf fließt (in die Länder, die keine Verwendung dafür haben und keine Zinsen dafür zahlen), nicht politisch, sondern wirtschaftlich: als merkantilistisch-blinde Weigerung der Gläubigerländer, die ihnen geschuldeten Zinsen in der einzigen Form entgegenzunehmen, in der sie bezahlt werden können, nämlich in Waren. Durch diese Weigerung aber entwerten sie ihre eigenen Kapitalien völlig: denn dann können Schulden allerdings nie gezahlt, sondern nur gestrichen werden. Auch die neuen Schuldkonten, die sie uns zur Rettung der alten immer wieder gewähren müssen. Und alles, der Zusammenbruch des kapitalistischen Geistes, der kapitalistischen Wirtschaftsmenschen, des kapitalistischen Systems, die politische Zertrümmerung der Weltwirtschaft und die Zerstörung des sozialen und geopolitischen Gefalles scheint ihm zu dieser Wende hinzudrängen: planwirtschaftlich geeinte Erdregionen, deren Menschen nach einer neuen Wirtschaftsmethode, aber vor allem

anderen nach einer neuen geistigen Lebens- und Seelen- und Gesellschaftsverfassung ihre Tage gestalten, anders als die Wunschträume der heutigen Parteidoktrinen von rechts oder links: diese Erben des alten liberalistischen Vorurteils von der fortschrittlichen Freiheit und Selbstgerechtigkeit aller losgelassenen, von selbst am besten sich regulierenden Materie, der alle Menschen zu dienen hätten, ahnen ja noch immer nichts vom Menschen, der wieder, wie einst und immer, nach dem ihm eingeborenen Maß Materie zwingen kann.

Ohne Zweifel: Autarkisierung, radikaler Abschluß Deutschlands oder vielmehr des mitteleuropäischen Raumes von der übrigen Welt wäre theoretisch möglich. Ob sie auch politisch möglich wäre, d. h. ob sie von den Nachbarn jemals geduldet werden würde und überhaupt geduldet werden könnte, ist eine weder von Friedlaender noch von Fried auch nur untersuchte Frage. Unter Vorgabe solcher politischen Bedenken soll hier gern anerkannt werden, daß die Nation aus einer so radikalen Selbstbesinnung und vor allem aus den Opfern, die zu einer so radikalen Selbstbesinnung nötig wären, ungeheuer viel gewinnen könnte.

Aber welcher Art diese Opfer wirklich sind, mit wem man paktieren, auf welche geistigen und materiellen Selbstverständlichkeiten man erst verzichten müßte, um eine derartige Autarkisierung zu verwirklichen — von der Kargheit, Härte und Enge eines solchen Lebens (allerdings vielleicht auch von den Freuden eines solchen Lebens voller Opfer und voller Sinn des Opfers) können sich die Geistigen, die über Wirtschaftswende lesen und diskutieren, und vielleicht auch die Geistigen, die über Wirtschaftswende und über das Ende des Kapitalismus schreiben, kaum eine Vorstellung machen, die der Wirklichkeit nahekäme!

Walther TRITSCH

GLOSSARIUM

Die Kriegsgeneration und die Kriegsbücher

AUS ANLASS DER BERLINER URAUF-
FÜHRUNG VON HEMINGWAY-ZUCK-
MAYERS „KAT“

Merkwürdig, daß das noch niemand ge-
sagt hat:

Der Krieg steht für uns, die Kriegsgenera-
tion, heute, 1931, in einer Beleuchtung, die
fast mit nichts auf der Welt zu vergleichen ist.

Er will sich für uns nicht recht in den
Begriff „Weltgeschichte“ einfügen, weil dieser
Begriff doch für das allgemeine Gefühl etwas
Längstvergangenes bezeichnet, etwas in einer
vergangenen, verschlossenen Epoche Ruhendes
— etwas, was vielleicht mit Alexander dem
Großen oder Wallenstein oder Napoleon, oder,
kurz gesagt, mit der Geschichtsstunde in der
Schule zusammenhängt. Das, was da unter-
richtet wurde, hat man sich doch nie im Ernst
als etwas Wirkliches vorgestellt, während wir
doch den Weltkrieg wirklich gesehen und mit-
gemacht haben. Er gehört für uns also nicht
in die „Geschichte“.

Und doch gehört er wieder in die „Ge-
schichte“, denn wir kommen doch heute schon
täglich mit jungen Menschen zusammen, die
ihn nicht oder nicht bewußt erlebt haben, die
ihn nur aus dem Geschichtsunterricht kennen,
und für die er tatsächlich so irgendwie mit
Wallenstein oder Napoleon oder der Schlacht
bei Sedan zusammengehört — so ganz und
gar unwirklich ist er für sie.

Die „Weltgeschichte“ ist doch im Wesent-
lichen etwas von den Historikern selbständig
Geformtes, an Hand des Materials Erdachtes
oder Erdichtetes oder zumindest Ausgerich-
tetes. Mag der Mann nun Mommsen, Treitschke
oder Karl Marx heißen. „Erlebte“ Welt-
geschichte, körperlich erlebte Weltgeschichte,
gibts gar nicht. Man versteht das, was ich
jetzt sagen werde, hoffentlich richtig und hält
es nicht für Blasphemie: das Gefühl meiner
zwiespältigen Situation erinnert mich ein wenig
an den Eindruck von alten Moden, wenn ich
sehe, wie sie heute noch in entlegenen Klein-
städten getragen werden, von zurückgeblie-
benen Kleinbürgerinnen, Köchinnen, Steh-
kragenproletarier-Frauen. Das sind einerseits
schon keine „Kleider“ mehr, sondern Maske-
raden; aber andererseits *noch* keine „histori-

schen“ Kostüme. Auch der Weltkrieg ist für
mich noch kein „historisches Kostüm“ — aber
vergangen ist er doch. Wenn Sie sich ein
Hühnchen vorstellen, daß sich eben bemüht,
aus der Schale zu kriechen: also der Welt-
krieg ist für mich das Gegenteil. Er will
nicht in die verschlossene Schale der „histo-
rischen Epoche“ hinein.

Deshalb steckt für mich in allen diesen ge-
dichteten Kriegsbüchern und Kriegsdramen
etwas geradezu Absurdes.

Diese Bücher und Dramen stellen es meist
so dar, als seien die Tage im Felde etwas
so durchaus anderes gewesen als der Alltag
heute, die Menschen dort etwas anderes als
die Menschen heute im Büro — was nicht
wahr ist. Andererseits aber kommt die Sache
bei ihnen so heraus, als ob dies alles zu-
sammen, nämlich die *Zeit*, die Atmosphäre,
die ganze Zeitstimmung, mit der von heute
oder gestern irgendwie zu vergleichen wäre
— was auch wieder nicht wahr ist. Sie kön-
nen diesem Fehler gar nicht entgehen, denn
der Zusammenhang zwischen dem Leser und
dem Buch oder zwischen dem Zuschauer und
der Bühne erzeugt ja von selbst diese falsche
Stimmung des Gegenwärtigen: die Gestalten
des Dichters sind ja schließlich genau so
Menschen wie die Menschen von heute, sie
reagieren genau so, sie sprechen genau so;
und aus diesen Gestalten setzt sich die allzu
„gegenwärtige“ Atmosphäre dann zusammen.

Ich habe das gestern sehr anschaulich ge-
fühlt, als ich aus der Vorstellung von „Kat“
ging, das Zuckmayer und der Regisseur Heinz
Hilpert nach dem Kriegsroman „A farewell
to arms“ („In einem anderen Land“, Rowohlt-
Verlag) bearbeitet haben. Ich ging durch die
nächtliche Friedrichstraße. Ich dachte an die
Friedrichstraße von 1912 oder 1914. Die Un-
terschiede sind wirklich nicht groß, zumal
jetzt, wo die Frauen wieder beinahe die
Abendkleider von 1914 tragen, wo der Auto-
verkehr wegen der Krise zusammengeschrumpft
ist und die Lichtreklamen zum Teil aufgehört
haben. Ueber sonstige Details kann man fast
hinwegsehen. *Aber es ist eben eine ganz
andere Welt.* Das ist es, was man heraus-
bringen müßte, wenn man die Friedrichstraße
von 1912 oder 1914 beschreiben wollte.

Und das eben ist es, was keines dieser
Kriegsbücher oder Kriegsdramen herausbringt
— herausbringen *kann*.

Hier habe ich endlich die Erklärung für
etwas gefunden, was mir lange unerklärlich
war, und was vielleicht viele Kriegsteilnehmer
so wie ich empfinden: daß mir diese Kriegs-
bücher und -dramen, auch die besten (He-
mingway gehört sicher dazu) einfach nichts
sagen. Ich sehe oft: die Details stimmen, der
Autor hat gut beobachtet und gut geformt.
Aber das Ganze macht keinen Eindruck auf
mich: weil es für mich weder als etwas Ver-
gangenes genau begrenzt dasteht, noch als
etwas Gegenwärtiges lebt.

*

Die Aufführung unter Hilpert — heute der
beste und bekannteste Regisseur Berlins nach
Max Reinhardt — war sehr schön, die *Käthe
Dorsch*, Gustav Fröhlich, namentlich aber der
meisterhafte Paul Hörbiger waren ausge-
zeichnet.

Und doch habe ich nichts als die obigen
Betrachtungen daraus mitgebracht — kein Er-
lebnis, keinen großen Eindruck.

Willy HAAS

Was von unserem Geld gedrückt wird

Ein reinlich gedrucktes Buch — zwei-
hundert sehr gepflegte Großoktav-Dünndruck-
seiten — landet auf meinem Schreibtisch
und wirbt um Besprechung. Es sieht so
sauber und innerlich gehalten aus — man
verspricht sich von seiner Lektüre nicht
wenig. Mit Vergnügen schlägt man den
Deckel auf und betrachtet zunächst den
Titel: „Natur und Gesellschaft“, von Dr. Carl
Fries. Das Buch fängt mit einer Betrach-
tung der allgemeinsten Axiome vom Sein an,
die der Verfasser naiv für Ursachen von
wirklichen Weltvorgängen nimmt, und geht
dann gleich, ebenso unbefangen wie ahnungs-
los, auf die Transzendenz über, die er noch
naiver räumlich versteht: als eine reale Kraft,
die von einem Ort außerhalb unseres Welt-
ganzen kommt und in dieses eingreift.

Aber nach solchen Proben braucht man
noch nicht mißtrauisch zu werden, im
Gegenteil, man fühlt nur noch mehr Neu-
gierde, denn offenbar hat hier wieder ein-
mal ein echter deutscher Systemkauz die
Welt ganz neu und frisch von der Leber
weg enträtselt: kein Wunder, wenn er sie
nun auch wirklich auf eigene Faust ver-

bessern will. Zu diesem edlen Zweck darf
er natürlich nicht den Ballast von Wissen-
schaften oder Vorurteilen berücksichtigen, mit
deren Hilfe unsere Welt so verkehrt gewor-
den ist — er muß wie jeder echte deutsche
Systemkauz von ganz vorne beginnen. Beim
lieben Gott. Und darf erst in unserer un-
mittelbarsten Gegenwart aufhören, beim Kino
und bei den Arbeitslosen zum Beispiel, oder
bei Kapitalflucht, Zensur, Flugwesen, Mode,
Kameradschaftsche, Musik, Verkehrsampeln
und den vielen Konkursen.

Ich kann mir nicht helfen: Obwohl der
deutsche Kauz eher in eine Schmetterlings-
sammlung hineingehört als in eine Bibliothek,
er ist doch immer wieder sympathisch. An-
dere Völker haben das nicht: dafür fehlt
ihnen dann oft auch der Wille, altgewohnte
ausgefahrene Gleise zu verlassen. Nur USA
kennt, wie wir, den unsterblichen Kauz.

Aber hier, bei diesem Buch von Carl
Fries, liegt noch etwas ganz Konkretes vor,
über das gesprochen werden muß. Im Vor-
wort steht: „Verehrungsvoller Dank dem
Herrn Minister für Wissenschaft, Kunst und
Volksbildung, der die Veröffentlichung dieses
Buches durch eine Druckkostenunterstützung
hochgeneigtest förderte... Berlin, Ostern 1931.“

Ausgezeichnet! Der Preußische Unter-
richtsminister kümmert sich also wieder um
noch unentdeckte Talente. Das ist seine
Pflicht. Wie selten wurde sie bisher erfüllt!

Was ist es also, das auf Staatskosten, das
auf Verwendung des für geistige Dinge Re-
gierungsverantwortlichen gedruckt wurde,
während so viele von den besten Gedanken
unseres Volkes aus wirtschaftlicher Not nie
die enge Stube verlassen, in der sie geboren
wurden?

Auf Seite 48 des Buches erfahren wir,
daß der Ehe die größte Gefahr von — der
Luftfahrt droht. Seite 55 beschäftigt sich mit
der Feigheit und Roheit der Fliegenbekämp-
fung. Auf Seite 108 sind es wieder nicht
die Fliegen, sondern die Flieger, die unsere
Agrarprobleme lösen werden: der Mensch
wird bald so freizügig sein, daß ein selb-
haftes Leben für ihn nicht mehr in Betracht
kommt. (Die Frage der Güterversorgung ist
vorher elegant und leicht durch den Hinweis
auf die Möglichkeiten der Planwirtschaft er-
ledigt.)

Auf Seite 124 wird eine geradezu klassische
Erklärung des Merkantilsystems gegeben:
„Das Merkantilsystem hat seine Berechtigung

Glossarium

in dem Reingewinn, der dem Lande aus dem Außenhandel erwächst. Es liegt somit im Interesse des Staates, den Auslandmarkt mit einheimischen Produkten zu überschwemmen und den Absatz nach Kräften zu beleben.“ Das ist aber nicht etwa als jener Trugschluß des achtzehnten Jahrhunderts erzählt, dessen Staatsmänner noch glaubten, ein Volk würde reicher, wenn es durch Warenabgabe „mehr Geld“ hereinbekäme, sondern als ernsthafte Zukunftsmaxime: „Das Merkantilsystem muß ausgestaltet werden“ (Seite 126). Auf Seite 156 wird dann die Judenfrage glatt gelöst: „Der Jude braucht nur mit gutem Beispiel dem kapitalistischen Absturz voranzugehen und man wird ihn hochachten. Entsaget euren Kapitalien, werdet des Unwerts eurer irdischen Güter inne! Lasset ab vom eitlen Mammon!“

Das schwere Problem der Arbeitslosigkeit geht für Herrn Carl Fries folgendermaßen auf: „Beschäftigungslose Handlungshelfer könnten etwa, um ein Beispiel zu nennen, die Aufgabe erhalten, Lehrbücher der Handelswissenschaft in möglichst guter Schrift zu kopieren!“ (Seite 148.)

Man könnte diese Reihe beliebig fortsetzen, ich glaube aber, daß hier Mitgeteilte genügt, um nun eine kleine Anfrage an Herrn Dr. Grimme zu rechtfertigen.

„Herr Kultusminister, oder wie man es jetzt nennt, Bildungsminister, wie kann es geschehen, daß Sie Ihre kargen, kostbaren Mittel Büchern von derartig entwerfendem Sichtkreis widmen, die dann mit Ihrer Empfehlung ausgestattet erscheinen — während die Not wirklicher Begabungen, die vielleicht der Menschheit etwas Wesentliches zu geben hätten, zum Himmel schreit? Während unsere öffentlichen Bibliotheken in ihren Mitteln so beschränkt wurden, daß sie den Studierenden, daß sie dem Forscher kaum noch zwei Prozent seiner Bestellungen zu verschaffen vermögen? Sind Sie und Ihre Mitarbeiter denn wirklich so schlecht beraten? Haben Sie denn für so Wichtiges so wenig Zeit? Wir haben auf Sie, auf Ihre tatkräftige Art, zunächst den Lehrernachwuchs durch die neuen pädagogischen Akademien zu veredeln, sehr viele Hoffnungen gesetzt. Wir verlangen von Ihnen, daß Sie sich und uns nicht lächerlich machen.“

R. S.

Französische Schriften zum Verständnis unserer Zeit

In einem Augenblick größter wirtschaftlicher und politischer Spannungen zwischen den europäischen Ländern, wie wir ihn heute wieder einmal erleben, scheint mir die Literatur das einzige Feld, auf dem eine internationale Annäherung noch möglich ist und es bleiben sollte. Die Pariser Veröffentlichungen der letzten Zeit geben mir Gelegenheit, auf einige gute Bücher hinzuweisen, die mit größtmöglicher Aufrichtigkeit die Haltung des intellektuellen Frankreich den Problemen unserer Zeit gegenüber definierten und mit denen das denkende Deutschland nur sympathisieren kann, weil es in eben dieser Haltung zahllose Elemente seiner eigenen geistigen Entwicklung, die unter dem Zeichen Weimars und nicht Berlins steht, wiedererkennt. Leider hat die politische Krise zu einem fast vollkommenen Aussetzen des literarischen Austausches, der niemals so dringend nötig war wie jetzt, geführt, und die Schriften, von denen ich sprach, sind verurteilt, gerade ihrem edelsten Zweck nicht gerecht werden zu können.

An erster Stelle möchte ich die „Plus Belles Pages de Maurras“ nennen, die bei Flammarion herausgekommen sind und eine glänzende, vom Autor selbst inspirierte Auswahl aus dem Werk des Verfassers geben. Es ist Maurras bei uns ähnlich wie Barrès ergangen. Seine politische Rolle als Führer der anti-deutschen, royalistischen „Action Française“ hat, da man ja bei uns fast nur über seine journalistische Tätigkeit informiert ist, das Eindringen seiner Lehren nach Deutschland unmöglich gemacht. Es ist verständlich, daß die Deutschen dem Chauvinisten Maurras das Gehör versagten; doch es ist unendlich schade. Denn man darf nicht übersehen, daß die politische Doktrin Maurras' nur einen winzigen und wahrscheinlich den schwächsten Teil seines Werkes bildet, das in seiner Gesamtheit die großartigste moderne Verteidigung wahrhaft abendländischen Geistes, des Geistes der klassischen Antike, darstellt. Sieht man es von diesem Standpunkt an, wird man auch als Deutscher dem Führer der „Action Française“ als einem der letzten fanatischen Verteidiger des Begriffes „Mensch“

Neben diese wichtige Publikation möchte ich Paul Valéry's „Regards sur le Monde Actuel“ (bei Stock) stellen. Es ist das „Journal intime“ der Begegnung eines esoterischen, unvergleichlich geschulten Intellekts mit den Fragen des politischen Alltags, es ist eine Sammlung von Kristallisationen rationalistischen Denkens um das unrationalistischste Objekt: der Mensch als Bestandteil einer Gesamtheit. Außer einigen glänzenden Aphorismen à la Chamfort möchte ich vor allem auf die „Introduction aux Images de la France“ hinweisen, die wie Hofmannsthal's Studie „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation“ auf einigen Seiten eine wirklich fast vollkommene Definition des unendlich komplizierten Organismus „Frankreich“ gibt.

Zum Schluß sei an dieser Stelle noch einmal auf Drieu la Rochelle's Essay „L'Europe contre les Nations“ aufmerksam gemacht; Heinrich Mann bezog sich bereits in seinem Dialog „Das deutsche Rätsel“ (Nr. 31 der „L. W.“) auf diese neue Publikation der NRF. Drieu untersucht den Begriff „Vaterland“ in seiner historischen Entwicklung und die gefährliche Rolle, die er im heutigen Universum, das ihn als politisches Argument nicht mehr gelten lassen kann, spielt. Seine These gipfelt in einem ebenso packenden wie überzeugenden Vergleich des „fait religieux“ und des „fait national“: „Der ‚fait religieux‘ ist als solcher anerkannt worden, ohne daß man sich länger mit seinem Inhalt beschäftigte. Zu gleicher Zeit hat man ihn zu einer individuellen Gewissensfrage gemacht. Folglich hat man ihn aus einer großen Anzahl zwischenmenschlicher Aktivitäten, in die er sich bis dahin mengte — Justiz, Fiskalität, Eigentumsrecht, Erziehung usw. — verbannt. Man hat seine Manifestationen auf ein Minimum beschränkt. Kurzum: man hat die Religion in die Kirche eingeschlossen und hat ihr eben noch eine schmale Tür zur Schule offen gelassen. Dasselbe wird mit dem ‚fait national‘ geschehen...“

Wir haben zu unserm Bedauern hier nicht genügend Platz, um auf diese drei bedeutenden Veröffentlichungen näher einzugehen. Sie bilden eine bessere Diskussionsbasis als polemische Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, in denen man das Weltproblem „deutsch-französische Beziehungen“ mit ein paar aktuellen Argumenten abtun will. Leider stoßen sie sich an den Sprachgrenzen und an der Not der deutschen Verlegerschaft. Man beklagt sich oft über die Unzulänglichkeit des

Vielleicht ist das im heutigen Stadium der europäischen Entwicklung nicht anders möglich. Doch eine vorläufige große Aufgabe könnte der Völkerbund schon jetzt erfüllen: Er könnte eine permanente Kommission beauftragen, alle Werke, die zur Völkerversöhnung beizutragen geeignet sind, regelmäßig auszuwählen, ihre Übersetzung in die verschiedenen Sprachen zu finanzieren, für billige Edierung und durchschlagende Propaganda zu sorgen und den offiziellen und halboffiziellen Bibliotheken sowie den ernsthaften Jugendverbänden der dem Völkerbund angehörenden Länder ständig eine ausreichende Zahl von Exemplaren kostenlos zur Verfügung zu stellen. Es ist trostlos, daß auch heute noch die Verbreitung literarischer Werke internationaler Bedeutung von den Konjunkturen und Zufälligkeiten des Buchmarkts und den Launen der Alltagspolitik abhängt.

Jean R. KUCKENBURG

VERLAGSNACHRICHTEN

Im Verlag G. Kiepenheuer, Berlin, erscheint: Marieluise Fleißer: „Zigarettennamenschicht“, Roman; Ernst Glaeser: „Das 30. Jahr“, Roman; Ernst Glaeser und F. C. Weiskopf: „Der Staat ohne Arbeitslose“ (3 Jahre „Fünfjahrplan“); Dr. Else Kienle: „Aus dem Tagebuch einer Aerztin“; Alexander Lernet Hohenia: „Abenteuer eines jungen Herrn in Polen“, Roman; Karin Michaelis: „Die Folgen“, Roman; Joseph Roth: „Radetzky-Marsch“, Roman; Hans Sochaczewer: „Die Untat“, Roman; Frank Thieß: „Wiedergeburt der Liebe“, ein Essayband; Arnold Zweig: „Junge Frau von 1914“, Roman.

Im S. Fischer Verlag, Berlin, erscheinen im September folgende neue Werke: André Siegfried: „Die englische Krise“; Carl Steuermann: „Weltkrise — Weltwende“; Karl Jakob Hirsch: „Kaiserwetter“ (Roman); V. Sackville-West: „Schloß Chevron“ (Roman); Alice Berend: „Das Gastspiel“ (Roman).

Auflösung des Preis- rätsels aus Nr. 35/36

1. I M M E R M A N N
2. C H E N I E R